

2 Methodologie

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um ein empirisches Forschungsprojekt, das mit der *Grounded Theory-Methodologie* (GTM) operiert und sich der *Qualitativen Psychologie* zurechnen lässt. Das Ergebnis dieser Feldforschungsarbeit mit der GTM ist eine *Grounded Theory* (GT), im Deutschen als *gegenstands begründete Theorie*¹² bezeichnet, die später in Kapitel 6 dargelegt wird.

Der GT-Forschungsansatz wurde erstmals von Glaser und Strauss in ihrem Werk namens *The Discovery of Grounded Theory – Strategies for Qualitative Research* aus dem Jahre 1967 vorgestellt. Glaser war ein Vertreter der quantitativ ausgerichteten *Columbia School* und Strauss der qualitativ ausgerichteten *Chicago School*, bis zu einem gemeinsamen Forschungsprojekt in Kalifornien, das alles veränderte (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. vii; Strauss, 2011, S. 71 f.). In ihrer Feldforschung z.B. zu *Awareness of Dying* (1965/2005) in verschiedenen Krankenhäusern San Franciscos, verwendeten die beiden Soziologen eine neue Methodologie zur Theorieentwicklung – die Publikation fand reißenden Absatz und es entstand die Idee, daraus eine Methoden ausarbeitende, formale Monografie zu entkoppeln (Glaser, 2011, 53 f.; Glaser & Strauss, 1967/2006, S. ix), die den Namen *Discovery of Grounded Theory* erhielt. Im Vorfeld zu dieser bahnbrechenden Publikation blieb nämlich für den Leser noch weitestgehend nebulös, wie sie ihre Feldforschungsergebnisse methodisch erzielten (siehe etwa Glaser & Strauss, 1964).

Das Discovery-Buch war unter anderem eine Art einschlägiges Gegenprogramm zur Ausrichtung der US-amerikanischen soziologischen Disziplin dieser Epoche, in welcher einerseits anstelle von methodisch nachvollziehbarer, forschungsdatenbasierter Theoriegenese allumfassende Theorien nur erdacht wurden und andererseits Nachweisbestrebungen mittels quantitativer, Hypothesen testender Methoden, im Rahmen einer deduktiven Logik praktiziert wurden (Glaser, 2011, S. 53; Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 10 ff.; S. 194). Ihr Statement „our position that the theory should fit the data“ (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 261) bringt ihre Denkinversion zum Ausdruck. Erklärtes Ziel war es, eine systematische, sozialphänomenologische Methodologie darzulegen, die

12 Andere dafür in deutscher Sprache geläufige Bezeichnungen sind beispielsweise, *daten bzw. gegenstands -basiert, -bezogen, - gestützt oder -gegründet*.

über Disziplinengrenzen hinweg anwendbar ist, sowie neue Theorien durch *Induktion* entstehen zu lassen (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 5), spricht über Einzelfälle auf das Allgemeine – eine Theorie – zu schließen. Da die GTM durch zwei Forscher entstanden ist, ist die dahinter liegende Epistemologie sichtweisenabhängig. Strauss selbst ordnet seine Arbeiten dem *Pragmatismus* und dem *symbolischen Interaktionismus* zu (Strauss, 1993, Kap. 1, 1995, S. 8). Glasers Standpunkt hingegen wird von Charmaz (2006, Kap. 6) dem *Objektivismus* und somit dem *Positivismus* zugeordnet. Obwohl Glaser (2005) selbst eine Epistemologie-Zuweisung für eine Methode auf Induktionsbasis überhaupt für überflüssig hält, gibt er aber eine gewisse Positionierung zu erkennen, indem er heftig kritisiert, dass die Grounded Theory so oft direkt mit dem symbolischen Interaktionismus und einem qualitativ-interpretativen Analyseansatz direkt in Verbindung gebracht wird.

Die Publikation *Discovery of Grounded Theory* (1967) war als eine erste Veröffentlichung des Verfahrens noch relativ offen und unspezifisch geschrieben. Sie führte verschiedene Begriffe ein, die später zum „Jargon“ (Strauss, 1987/2003, S. 261) avancierten und erklärte den Ablauf bei einer GT-Forschung. Zentrales Methodik-Element des Werkes war die: „general method of comparative analysis“ (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 1), welche in verschiedenen Zusammenhängen, z.B. Ereignis-, Kategorien- und Gruppenvergleiche, Kontrastierungen als ein durchgängiges Element zur Einsetzung empfiehlt. Diese bezieht sich auf eine vorausgehende Arbeit von Glaser (1965) namens *The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis*, in der er bereits intensiv einen vier-phasigen Theoriebildungsprozess beschreibt und damit die Grundlinien der später entstandenen Grounded Theory Methodologie aufzeigt, sowie ein erstes Grundvokabular einführt (z.B. *Daten*, *Kodierung*, *Memos*, *Kategorien*, *Eigenschaften*, *Konzepte*, *theoretische Sättigung* usw.). Heutzutage wird dieser Analyseform – die immerzu versucht Vergleiche zu ziehen – sogar als „the ‚core category‘ of grounded theory“ (Hallberg, 2006, S. 143) gesehen. Hier liegt also ein findiges Wortspiel vor, zumal der Begriff der *Kernkategorie* doch sonst klassischerweise im Rahmen von GT-Ergebnissen bzw. Theorien, die aus der Methodik heraus entstehen, verwendet wird. Dies ergibt Sinn, da die Publikation *Discovery of Grounded Theory* (1967), wie dies Glaser selbst praktizierte (2011, S. 54), als eine Form von Theorie der beschriebenen Methodologie begriffen werden kann, da sie aus einer konkreten Feldforschungsstudie über das Sterben gegenstandsgegründet entstanden ist (siehe Glaser & Strauss, 1965/2005). Zusammengefasst ist das Anliegen der beiden Forscher mit ihrem Werk die „discovery of theory from data—systematically obtained and analyzed in social research“ (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 1), also die Schaffung einer

Gegenposition zu Theorien, die „nur“ aus extrapolierten Beobachtungen und naheliegenden Ideen entstanden sind (Corbin & Strauss, 2015, S. 6).

Was aber ist die Grounded Theory nun genau? In den mir bekannten deutschen Publikationen wird unsystematisch mit verschiedenen Begriffen hantiert – von *Verfahren*, über *Methode*, *Methodik*, *Methodologie*, *Stil*, *Variante* – und diese Begriffe werden dann teilweise auch noch zur weiteren Konfusion in den Plural gesetzt. Auch fehlt es an einer Taxonomie und Abgrenzung vor der Anwendung dieser Begrifflichkeiten – vermutlich auch aufgrund der Übersetzungsproblematik. So diskutiert auch Tarozzi (2013) die Herausforderung durch die Übersetzung der hauptsächlich in Englisch publizierten GTM-Literatur in andere Sprachen. Gerade eine linguistische Bedeutungsunterscheidung – wie sie bei solchen wissenschaftstheoretischen Termini nötig ist – kann dabei schnell scheitern. Beispielsweise kennt die englische Sprache kein direktes Äquivalent für den Begriff „Methodik“, der in der deutschen Grounded Theory Welt unter anderem angewendet wird (siehe etwa Breuer, 2009a, S. 9) – es wird im Englischen nur von der „methodology“ und den „methods“ gesprochen (siehe etwa Corbin & Strauss, 2015; Glaser, 1992, S. 8 ff.; Glaser & Strauss, 1967/2006). Im Englischen kann mit „method“ sowohl was im Deutschen unter „Methode“ als auch „Methodik“ verstanden wird gemeint sein. Dies zeigt sich in der folgenden Definition deutlich: „Methods: Techniques and procedures for gathering and analyzing data“ (Corbin & Strauss, 2015, S. 3), wobei der technische Bezug für die „Methode“ und der prozedurale Bezug für die „Methodik“ stehen müsste. Auch im Deutschen ist oft eine rein dualistische Begriffswelt vorfindbar, in der „Methode“ und „Methodik“ nicht konkret unterschieden werden (siehe etwa Breuer, 2009a; Mey & Mruck, 2011, S. 22), die selbstverständlich z.B. auch durch Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche tradiert werden (siehe etwa Corbin, 2011, S. 168 f.).

Im Folgenden möchte ich einen Versuch wagen, mein persönliches Sprachverständnis darzulegen, um die Begriffe im Rahmen der GT voneinander abzugrenzen. *Methode* (alternativ für *Technik*), *Methodik* (alternativ für *Verfahren*), *Stil* (alternativ für *Variante*) und *Methodologie* (alternativ für *Ansatz*) sehe ich als eine Steigerung vom Spezifischen zum Allgemeinumfassenden. Zuallererst zur spezifischsten Form der *Methode*. Eine GT-Methode kann meines Erachtens nach, ein bestimmtes Instrument beziehungsweise eine Technik sein, um Daten zu erfassen oder auszuwerten, wie z.B. das Interviewen oder das Kodieren, somit werden in einer GT-Forschung immer mehrere GT-Methoden angewandt. Die GT-*Methodik* wiederum ist das *Verfahren*, das bestimmte prozessuale Abläufe und strategische Herangehensweisen vorschlägt, dabei können durchaus verschiedene Methoden Anwendung finden, wie z.B. das *stetige Vergleichen* beim *Samplern*, beim *Kodieren* etc. – die Methodik ist somit allgemeiner als die Me-

thoden. Der *GT-Stil* wiederum ist eine bestimmte ästhetisch-ikonische Art und Weise der Interpretation und Forschung. Eine solche Variante bringt in jedem Fall eine bestimmte *Epistemologie mit charakteristischen Annahmen* mit sich (z.B. *Konstruktivismus* mit Reflexivität und Subjektivität) – in der Folge manchmal auch Nuancenverschiebungen bei Methode und Methodik. *Methodologie* ist demnach am allgemeinsten und umfasst als ein wissenschaftlich-didaktischer Ansatz verschiedene Stile mit abweichenden Sichtweisen und Forschungstraditionen, die gegebenenfalls auch für unterschiedliche Methoden und eine andere Methodik stehen können.

Wie soll nun die Grounded Theory im Gesamten eingeordnet werden? Ich würde sie zuerst einmal als eine *Methodologie* sehen, bei der bestimmte *Methoden* (z.B. Gesprächserhebung, Feldbeobachtung, Kodierung, Modellierung usw.) und eine bestimmte *Methodik* (z.B. verschiedene Strategien wie stetiges Vergleichen, Parallelität und Iteration der Methoden-Schritte, die die GT-Methodik ausmachen) eingesetzt werden. Dabei dominieren verschiedene *Stile* (z.B. nach Glaser, nach Strauss, nach Charmaz, nach Breuer), die aus dem Original heraus gewachsen und gereift sind. Strauss findet auf die Herausforderung der Benennung folgende Antwort, mit der er die Grounded Theory ranghoch als eine Art theoriegebundene Geisteshaltung ansetzt: „Grounded Theory ist weniger eine Methode oder ein Set von Methoden, sondern eine Methodologie und ein Stil, analytisch über soziale Phänomene nachzudenken“ (Strauss, 2011, S. 74). Dadurch schafft Strauss eine linguistische „Methodologisierung“ der GT quasi als eine Art „theoretische Überlehre“. Ähnlich sieht dies auch Glaser (2011, S. 66), der in der GT ebenfalls methodologische Anteile sieht, aber auch methodische. In dieser Denkrichtung ist auch die vorliegende Arbeit zu verorten.

Letztlich können, meiner Auffassung nach, neben dem umfassenden Methodologie-Terminus fast alle vorgestellten Begriffe für die Grounded Theory zutreffend sein – entscheidend ist der Zusammenhang der Verwendung und die intendierte inhaltliche Betonung – diese sollten bedacht gewählt sein. Weniger treffend erscheint es mir bei der Grounded Theory von ausschließlich einer Methode zu sprechen, weil verschiedene zum Einsatz kommen – es erscheint mir in diesem Zusammenhang passender von einer Methodik auszugehen. Auch von *den* Methodologien im Plural zu sprechen ergibt für mich weniger Sinn, da die GT als eine Methodologie übergreifend ansetzt, auch wenn der Begriff in der Praxis im Plural verwendet wird (siehe etwa Mey & Mruck, 2011, S. 12). Bedingungen, die für eine GT-Methodik notwendigerweise gegeben sein müssen, sind die von Strauss beschriebenen „Essentials“ (Strauss, 2011, S. 74): nämlich ein Bezug zur entstehenden Theorie bei der vergleichenden Betrachtung von Daten und Bedingungs-Zusammenhängen, bei der konzeptbildenden Kodierung, sowie bei der Auswahl der Stichprobe, bei der nach jedem Interview Daten ausgewertet

werden, um basierend darauf gezielt nach dem nächsten Interviewpartner zu suchen (Strauss, 2011, S. 74).

Die bis zu dieser Stelle erwähnten Erhebungstechniken und Analyseformen, Arbeitsschritte und Strategien, welche die Grounded Theory ausmachen, werden im weiteren Zuge dieser Arbeit praktisch bzw. gegenstandsnahe anhand meiner durchgeführten Forschung vor Augen geführt. Sie werden nicht allgemein aufgearbeitet, da es sich bei der vorliegenden Arbeit nicht um eine wissenschaftstheoretische Abhandlung handelt, sondern um eine themenspezifische Feldforschung, deren Empirie auf dieser Methodologie fußt.

Nun zur Verbreitung der Methodik. Beachtenswerten Ruhm erntete das GT-Standard-Methodikwerk erst rund zwei Jahrzehnte nach der Erstveröffentlichung – dafür aber auf globaler Ebene (Glaser, 2011, S. 54). Umso mehr ist die Methodik heute in verschiedensten Fächern, die qualitativ forschen (Breuer, 1996c, S. 17; Kenny & Fourie, 2014, S. 3; Locke, 2003, S. 1) sowie ebenfalls in diversen Anwendungsfeldern innerhalb der Psychologie (Breuer, 1996c, S. 18), im Einsatz. Fischer und Otnes (2006, S. 19) sprechen sogar davon, dass diese Publikation in den qualitativen Sozialwissenschaften das am häufigsten rekurrierte Werk sei. Auf welches Land sie das beziehen, bleibt offen – vermutlich ist Kanada gemeint, wo der Grounded Theory-Ansatz deutlich verbreiteter erscheint, genau wie in den USA und Großbritannien, die in den Publikationslisten im GT-Terrain ebenfalls stark vertreten sind. Verwunderlicherweise befindet sich die GT-Methodik innerhalb der psychologischen Gesamt-Disziplin in einer Randposition (Breuer, 2009a, S. 40). In der deutschen Psychologielandschaft beherrscht nämlich weiter die nomothetisch-quantitative Psychologie den wissenschaftlichen Diskurs (Mey & Mruck, 1997, S. 90). Folglich ist die GT-Methodik eher nicht geläufig. Es gibt aber durchaus auch hiesige Universitäten, die qualitativ-psychologische Lehrstuhl-Inseln aufweisen und die GT als wohl bedeutendste qualitative Methodologie in der Psychologie favorisieren (Mey & Mruck, 1997, S. 90 f.). Die Universität Münster, an der die vorliegende Arbeit entstanden ist, lässt sich zu diesem qualitativen Zirkel zählen.

Wissenschaft geht immer auch mit Diskursen einher, die fruchtbar, erkenntnisfördernd, integrativ aber auch destruktiv, unproduktiv und ausgrenzend sein können. So auch in der Psychologie. Historisch bedingt ist sie sowohl als eine natur- als *auch* geisteswissenschaftliche Disziplin zu verstehen, die lange den Diskurs der beiden Traditionslinien pflegte, deren gegenwärtiger Kanon insbesondere in Deutschland aber mittlerweile fast ausschließlich durch quantitative Methoden bestimmt wird (Breuer, 2010, S. 35 ff.). Und selbst innerhalb der unterrepräsentierten qualitativen Fraktion der deutschen Psychologie gibt es bisher wenig Zusammenhalt und eher ein Wettbewerbsdenken der verschiedenen

Schulen, anstelle von gemeinsamen Anstrengungen, wieder Bedeutung in der Disziplin zu erlangen (Groeben, 2014, S. 155 ff.).

Aber nicht nur innerhalb der deutschen Psychologenschaft gibt es Animositäten, auch die hauptsächlich soziologische GT-Academia in den USA ist nicht frei von Kontroversen. Dort gibt es unterschiedliche Auffassungen bezüglich des Forschungsstils und damit auch hinsichtlich der Methoden und der Methodik, obwohl eigentlich dieselbe Methodologie vertreten wird. Um genauer zu sein, bildeten sich, trotz des gemeinsamen Erfolges von Glaser und Strauss, über die Jahre zwei methodisch verfeindete GT-Stränge um ihre beiden Gründer heraus, Glaser, hauptsächlich alleine publizierend (siehe etwa Glaser, 1978, 1992, 1999, 2002, 2004, 2005, 2012a, 2012b, 2013, 2014), gelegentlich auch mal unterstützt (siehe Glaser & Holton, 2004), vs. Strauss (siehe etwa Strauss, 1993, 1987/2003) ab den 90er Jahren auch kooperierend mit Corbin (siehe etwa Corbin & Strauss, 1990, 1996; Strauss & Corbin, 1990).

Glaser propagiert dabei offensiv eine strikte, konservative Auslegung des Originals (siehe etwa Glaser, 1978, 1992; Glaser & Holton, 2004) – er selbst spricht sogar von „orthodox“ (Glaser, 1978, S. ix). Seine Version ist auch als „classic GT methodology“ (Glaser & Holton, 2004, Abs. Abstract) bekannt, bei der Daten aus jeglichen Quellen des Forschungssettings stammen können, nach dem Lehrsatz „all is data“ (Glaser, 2007, S. 1). Damit wird z.B. auch quantitativ-statistisches Material kontrastier- und theoretisierbar (Glaser, 2002, S. 24, 2007, S. 3, 2011, S. 64), das bei der Entwicklung der GT-Methodologie neben der qualitativ-ausgerichteten Datenform ebenfalls eine Rolle spielte (Glaser, 1999, S. 842; siehe vor allem Glasers Einfluss in Glaser & Strauss, 1967/2006, Kap. VIII). Ebenso verfolgt er mit Vehemenz die Programmatik, dass Theorien natürlicherweise aus den Daten heraus zutage treten müssen (siehe vor allem Glaser, 1992). Dies steht im Konflikt zu Strauss und seiner Protegé Corbin, in deren Ausführungen sich die Modellstruktur nicht unbedingt datengegründet ergibt, sondern nach denen sie von vornherein durch *Strukturmodelle* festgelegt sein kann (siehe etwa Strauss, 1987/2003; Strauss & Corbin, 1990). Insgesamt stellt der Stil sensu Strauss somit eine präzisere, regelorientiertere, didaktischere Weiterentwicklung dar, bei der auch praxiserfahrene Anwender aus dem universitären Umfeld – neben den eigentlichen Autoren – zu Wort kommen (siehe etwa Corbin & Strauss, 2015). Als begriffliche Unterscheidung haben sich im Zuge der Autonomisierung beider Stränge folgende Ausdrücke eingebürgert: „Straussian (after Anselm Strauss) school“ (Stern, 1994, S. 212) und „Glaserian (after Barney Glaser) school“ (Stern, 1994, S. 212), im Deutschen *Straussianische* und *Glaserische Schulen*.

Charmaz, die von beiden GT-Koryphäen wissenschaftlich ausgebildet wurde – von Glaser als Dozent und von Strauss als Promotionsbetreuer (Charmaz,

2006, S. xii) – beschreibt deren Standpunkte folgendermaßen: Glaser sieht sie als Positivist und in der Folge auch als Objektivist, an echte Emergenz, Entdeckung und Realität glaubend – Strauss und auch Corbin, betrachtet sie hingegen weniger als Positivist, dafür eher der interpretativen Forschung und damit dem Konstruktivismus nahe (Charmaz, 2006, S. 127 ff.).

Letztgenannte ist auch die Linie, auf der sich die von Charmaz (2006) selbst ins Leben gerufene „Constructivist Grounded Theory“ (S. 130) auf Deutsch *konstruktivistische GT*, verortet, bei welcher subjektive Sichtweisen der Forscher sowie Befragten im Rahmen der Epistemologie mit ins Spiel kommen. Charmaz zählt zur sogenannten *zweiten Generation* der GT-Entwickler, eine Bezeichnung die von dem Sammelwerk *Developing Grounded Theory: The Second Generation* der Herausgeberin Morse et al. (2009) stammt. Vertreten mit Beiträgen sind dort neben den neuzeitlichen GT-Koryphäen Corbin, Morse und Charmaz, auch die nicht ganz so bekannten Clarke, Bowers und Stern. In diesem Werk findet sich im Beitrag von Morse (2009, S. 17) auch eine stammlinienartige Visualisierung der unterschiedlichen GT-Strömungen.

In der Konstruktivismus-Strömungslinie von Charmaz sehen Mey und Mruck (2011, S. 22), auch Franz Breuer mit seinem reflexiven Stil, der in dieser Studie verwendet wurde. Dieser unterscheidet sich aber auch deutlich vom *Charmazschen Stil* – vor allem durch seine Subjektivitäts-Annahme. Breuer selbst rechnet sich bezüglich der Gründer am ehesten der *Straussianischen Form* zu, um genauer zu sein, derjenigen, die Strauss in seinen letzten Lebensjahren vertrat und die für Wandlungsfähigkeit steht (Breuer, 2009a, S. 40). Beide Zuordnungen sind miteinander konform, da Charmaz (2006, S. 130) den Konstruktivismus, dem sie sich zurechnet, in der interpretativen Tradition von Strauss und Corbin sieht.

2.1 Forschungsstil

Bei dem konkret angewendeten Forschungsstil handelt es sich um die *Reflexive Grounded Theory*, bzw. im Deutschen *Reflexiven Grounded Theory* (RGT) von Breuer (2009a), die im Zuge der von Breuer geschaffenen „Münsteraner Schule“ (Muckel, 2000, Abs. 2), aus der universitären Forschungspraxis über viele Jahre hinweg im Verbund mit Studenten entstanden ist (Breuer, 1996a, S. 9 ff., 2009a, S. 9).

Diese steht in der Tradition des „Paradigmas: einer Psychologie des reflexiven Subjekts“ (Groebe & Scheele, 1977, S. VII) mit dem Anspruch, die kognitionsausblendende, manipulative Sichtweise des Behaviorismus auf Welt und Mensch abzulösen, um zum Glauben an Erkenntnis durch sprachliches Aus-

kunftgeben über sein eigenes Erleben überzugehen (Groeben, 1986, Kap. E.1.2.). Es wird damit das „Menschenbild ... eines reflexiv-rationalen, handlungsfähigen Subjekts“ (Groeben, 1986, S. 63), vertreten. Diese Kompetenz zur *Introspektion* und *Selbstreflexion* lässt sich dabei sowohl den Untersuchungsteilnehmern als auch den Forschern zuschreiben, da beide Personen sind. Damit ist auch schon das theoretische Fundament des Forschungsstils erreicht, das ihm seinen Namen gibt, nämlich die „Selbst-/Reflexivität der Forscher/innen-Person und ihres Forschungshandelns“ (Breuer, 2009a, S. 9). Epistemologisch bedeutet das, „die Subjektivitäts-Charakteristik der/des Forschenden zählt und findet Beachtung - sowohl hinsichtlich ihrer lebensweltlichen Einbettung als (‘private’) Person wie hinsichtlich der Bedeutung für die Forschungsinteraktion“ (Breuer, 2009a, S. 9). Für die Subjektivitäts-Argumentation werden dabei psychoanalytische Anleihen beim Ethnologen Devereux (1967) gemacht, der als einer der Ersten in den Sozialwissenschaften programmatisch auf die Verquickung von Forscher und Forschung aufmerksam machte, nähere Ausführungen zu Devereuxs Werk in Unterkapitel 4.3 zur Gesprächspartnerauswahl.

Die Umsetzung der reflexiven Forschungsmethodologie Breuers (2009a) erfolgt empirisch durch eine qualitative Herangehensweise, konkreter gesprochen operiert sie mit der Grounded Theory Methodik. Dabei werden die Felddaten über „naturalistische‘ Vorgehensweisen“ (Breuer, 1996a, S. 9) genauer gesagt über „Interview-Gespräche, (teilnehmende) Beobachtungen und Geschehens-Aufzeichnungen, eigene Interaktionserfahrungen mit dem Untersuchungsfeld sowie dort vorgefundene Dokumente“ (Breuer, 1996c, S. 16), gewonnen.

In den großen Strömungslinien gesehen, ist der GT-Stil Breuers eine Variante, die sich dem *Konstruktivismus* zuordnen lässt. Konstruktivistische Standpunkte können dabei auf folgende zentrale Dualität zugespitzt werden: „die ontologische Frage nach dem Status der Realität und die epistemologische Frage nach dem Status der Erkenntnis“ (Westmeyer & Weber, 2015, S. 71). Genauer zeichnet sich der Konstruktivismus dadurch aus, dass er folgende Ontologie des Positivismus verneint: „the idea of the existence of an objective world, a single, fixed reality that we can come to know“ (McGrath & Johnson, 2003, S. 34), und stattdessen zu folgender Feststellung kommt, „each of us lives in his or her own unique ‚reality‘“ (McGrath & Johnson, 2003, S. 34). Die Wissenschaft sollte also nicht den Anspruch haben, eine wahre Wirklichkeit darstellen zu wollen – da viele existieren können – sondern realistischer eine der möglichen passenden Abbildungswege dafür zu wählen (Glaserfeld, 1995/2002). Findet sie eine brauchbare Konstruktion, wird von „viability“ (Glaserfeld, 1995/2002, S. 123), bzw. Viabilität gesprochen. Die jeweils individuelle Realität und das daran geknüpfte Wissen kommt durch „Perspektivität, Standpunktgebundenheit“ (Breuer, 2003, Abs. Zsfg.) zustande, d.h. „Erkenntnis bzw. Wahrnehmung ist stets Er-

kenntnis aus einer bestimmten ‚Position‘ – einer Perspektive – die das epistemologische Subjekt innehat bzw. einnimmt“ (Breuer, 2003, Abs. 5), es kommt folglich auf den „relational context“ (Maturana & Varela, 1998, S. 174), im Deutschen den *Beziehungskontext* an. Geht man somit als Wissenschaftler epistemologisch vom Menschen als Konstrukteur aus, verneint man auch die Existenz von stabilen Persönlichkeitsmerkmalen, kritisiert Einklassifizierungen als Gedankengebilde und glaubt nicht an finale Beweise, sondern bejaht den sozialen Kontext der menschlichen Wechselwirkung und den jeweils eigenen, intentionsgetriebenen Sichtweisen-Entwurf (Winter, 2010, S. 124). Aus meiner Erfahrung heraus – gerade im Zuge dieser Arbeit – würde ich eine konstruktivistische Forscherhaltung folgendermaßen beschreiben: Sie befürwortet Varianz, Flexibilität, Offenheit, Wandel, Interaktion, Kontextualität und kritisiert die Normalität, Abgeschlossenheit, Gewissheit, Standardisierung, Absolutheit, Wahrheit/Validität, da diese für fiktive Konstruktionen gehalten werden.

2.2 Selbstreflexionsarbeit der Forscherin

Im Kanon der *Reflexive Grounded Theory* (Breuer, 2009a), ist der Umgang mit Eigenresonanzen durch Selbstreflexionsarbeit des Forschers das Fundament des Forschungsstils. Es ist das, was sie einzigartig gegenüber den anderen Versionen der Grounded Theory macht, bei denen ein selbst-reflexiver Forscherzugang nur in Ansätzen bedeutsam ist (siehe etwa Charmaz, 2006; Corbin & Strauss, 2015). Die individuelle Forschersichtweise, die im gesamten Forschungsprozess durchgehend von Relevanz ist – beispielsweise auch bei der Wahl des Themas, des Paradigmas und der Methode – wird weder missachtet, noch als kontrollier- oder eliminierbar zur Erzielung von Objektivität angesehen, sondern wird stattdessen epistemologisch eingesetzt (Breuer, 2009a; Reichertz, 2015). „Es handelt sich um einen Gegenentwurf zu der (unrealistischen) Idee, Gegenstandscharakteristika aus einer neutralen Position heraus beschreiben zu können. Positionierungen, Perspektiven und persönliche Prägung des Forschers sind wesentliche Informationen, die reflektiert und transparent gemacht werden müssen“ (Lettau & Breuer, 2007, S. 22). Damit steht dieser Forschungsstil in Opposition zum *deduktiv-nomologischen* Paradigma mit seinen *quantitativ-wissenschaftlichen* Forschungsvorgehen. Zielführend wird auch klar, dass sowohl deduktiv-nomologische Wissenschaft, unter einem naturwissenschaftlichen Verständnis, als auch *hermeneutisch-interpretative*, unter geisteswissenschaftlichem Verständnis, eine beachtenswerte Gemeinsamkeit haben, die im reflektierenden Blick behalten werden sollte. Beide bringen zwangsläufig jeweils unterschiedliche „Sehstärken“ und „Sehschwächen“ mit sich (Breuer, 1991, S. 83; McGrath & Johnson, 2003,

S. 32). Die jeweiligen theoretischen Wirklichkeiten verschiedener Forschungstraditionen sind als derart distanziert zu betrachten, dass sie sensu Kuhn (1962/2012, S. 109), nicht verglichen werden sollten. Denn für ihn hat ein anderes Paradigma andere Denk- und Vorgehensweisen, die wiederum bestimmen, welche Aufgaben gestellt werden und welche Beantwortungen dann in Betracht kommen (Kuhn, 1962/2012, S. 109).

Erkenntnis ist eine Konstruktion, die perspektivisch, systemisch, zeitlich, perzeptuell an den Erkennenden als Subjekt und an dessen Interaktion zum Gegenstand gekoppelt ist (Breuer, 2003). Konkret auf das Forschungssetting bezogen geht es um eine „Forscherperson, die soziale, kulturelle, historische, sozialisatorische, biographische etc. Merkmale besitzt und die eine interventionistische Interaktion mit dem Objekt (Forschungspartner/in, -feld) vollführt“ (Breuer, 2003, Abs. 22). Von Bedeutung ist also jegliche Form von innerem und äußerem Bezugspunkt des Forschers (und auch der Untersuchungsteilnehmer) bei ihrer Konstruktion – sowohl als Individuen als auch als soziale Wesen, die nicht im luftleeren Raum existieren. Oder mit den Worten Clarkes (2011), es geht um die „Anerkennung der Verkörperung (embodiment) und Situiertheit aller Wissensproduzent/innen“ (S. 212). Und genau das kann und sollte bei der Forschung aus folgendem Grund reflektiert werden: „Selbstreflexion besitzt eine selbstbezogene Funktion: Sie hilft beim Aufdecken, ‚Einklammern‘ und Vermeiden apriorischer Deutungszwänge, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster u. ä. (also von Präkonzepten), und sie führt möglicherweise zum Gewahrwerden eigener kognitiver, emotionaler und handlungsbezogener ‚blinder Flecken‘“ (Breuer, Mey & Mruck, 2011, S. 437 f.).

Im Sinne der *Forschersubjektivität* sind Forscherperson und Theorie somit als untrennbar zu betrachten; das Forschungswerk wird im Laufe seiner Entstehung quasi ein persönliches Objekt des Forschenden – beide bedingen sich gegenseitig. Das Werk ist ohne ein Verständnis des Autors nicht zugänglich und erschließbar, genauso wenig der Autor ohne sein Werk und vor allem werden auch beide von außenstehenden Anderen als eine Einheit gesehen. Es bietet sich deshalb auch für den Forscher an, aus der Ich-Perspektive zu schreiben – wie diese Arbeit widerspiegelt. Zur Sinnhaftigkeit der Selbstreflexion nun ein kurzer Einschub.

Im Zuge der Analyse einer großen Anzahl von Dissertationsarbeiten beobachtete Hoeren (2011), wie Promovenden heutzutage Vorworte, Danksagungen und Widmungen dafür nutzen, einen erstaunlichen Einblick in ihr Leben, die Person dahinter und ihre sozialen Beziehungen zu gewähren, gewissermaßen als ein Gegenpol zur Sachlichkeit der Werke. Dabei bezieht sich der Autor Hoeren (2011) auch auf die ursprünglichen Ideen Gérard Genettes. Dieser diskutierte als Literaturtheoretiker die Bedeutung von Begleittexten- und Informationen in

literarischen Werken in einer Monografie unter dem Titel *Paratexts: Thresholds of Interpretation*. Genette (1987/1997) erörtert darin programmatisch, wie Autoren gezielt versuchen, ein bestimmtes Publikum durch die beiläufig preisgegebenen Informationen zu adressieren und damit auf die Lesart des Rezipienten einwirken. Zusammengefasst lässt sich feststellen, dass Selbstbezugnahmen oder Selbstdarstellungen in wissenschaftlichen Werken in aller Regel ins Periphere verbannt werden – sie sind in der *Mainstream*-Forschungscommunity „sozial unerwünscht“, tauchen aber doch häufig „getarnt“ in jeglichen Formen in den Randbemerkungen auf. Hintergrund dieser Maskierungsaktivität ist das Streben nach dem *nomothetischen Wissenschaftsideal* mit seinen Gütekriterien von *Objektivität, Reliabilität und Validität*. Das heißt dann auch „alles, was nicht unter einer formalisierten, überindividuellen, allgemeingültigen Gesetzmäßigkeit beschreibbar ist, gilt tendenziell als unwissenschaftlich“ (Muckel, 1996, S. 61).

McGrath und Johnson (2003, S. 34 f.), verweisen auf eine interessante Objektivitäts-Paradoxie – im Positivismus spricht man dem Wissenschaftler als professionelle Person jegliche Form von gängigen, unlogischen Denkweisen ab, beansprucht aber gleichzeitig doch noch, dass er ein menschliches Wesen sei.

Trotz aller Neutralitätsannahmen und -bestrebungen sind Wissenschaftler aber keine programmierbaren Roboter, sondern menschliche Individuen mit einer persönlichen Identität und emotionale Wesen mit Gefühlen d.h., ihre Handlungen sind nicht gänzlich standardisierbar oder ihre Einstellungen nicht wertfrei und ihre Empfindungen existent. Außerdem werden Forscher in ihrer Interaktion von spezifischen Umgebungsfaktoren und Interaktionen beeinflusst, genauso wie die Objekte selbst. Für die Forschungsteilnehmer im Feld rücken beobachtende Forscher durch ihre Tätigkeit erst recht in den Blick und werden somit ihrerseits als Objekt beobachtet, wie von Fitzek (2011) anhand des vielschichtigen Perspektivitäts- und Reflexivitätscharakters des berühmten Velasquez-Gemäldes *Die Hoffräulein* verdeutlicht. Breuer würde in diesem Kontext wohl den Begriff „reaktive Effekte“ (Breuer, 2010, S. 44), der Forschungsteilnehmer sehen.

Ein weiteres Argument für eine Anerkennung der Forschersubjektivität ist, dass Biografien von Wissenschaftlern einen hohen Absatz finden, insbesondere innerhalb des Wissenschaftskreises selbst (Reichert, 2015, Abs. 31 f.). Leser von wissenschaftlichen Publikationen sind neugierig auf den Schöpfer von neu-geschaffener Erkenntnis. Um eine Analogie aufzumachen: Ähnlich wie Kaufinteressenten wissen möchten, wer ein Personica-Objekt geschaffen hat und durch wessen Hände ein Personica-Objekt gegangen ist, möchten Leser wissen, wessen Geist das wissenschaftliche Werk geschrieben hat. So ungefähr im Sinne von „Möchte ich dem Forscher das neu gewonnene Wissen abkaufen oder nicht? Was steckt dahinter?“ Und genau um derartige Einordnungen vornehmen zu können, möchten Rezipienten Forschungsergebnisse im Lichte des Urheber-

Kontextes sehen. Sie möchten den Forscher als Mensch besser verstehen, seine Laufbahn und sein Renommée nachvollziehen, seine intrinsische Motivation, seine forschersischen Ziele und auch seine höher geordneten Intentionen, etwas Bestimmtes in einem Wirkungsfeld zu erreichen, z.B. in der Forschungs-Community, in der Industrie, in der Politik oder in der Gesellschaft. Würde es nun kein öffentliches Interesse der Leser geben und keine Intention des Autors, irgendeine Form von Veränderung erzielen zu wollen, müssten derlei Informationen überhaupt nirgendwo in einem wissenschaftlichen Werk Erwähnung finden, weder am Rande noch als namentliche Autorennennung – beides wäre ad absurdum geführt. Eine methodisch sinnvolle und ergebnisorientierte Antwort darauf, dass Forscher aus einer eigenen standpunktbezogenen Perspektive heraus agieren, und Objektivität nicht erreichbar ist, auch wenn sie wünschenswert wäre, ist die Selbstreflexionsarbeit eines Forschers und sein Streben nach Sensibilität – theoretisch, bezüglich sich selbst und bezüglich der anderen. Das bewusste Nachdenken über sich selbst kann das Verstehen des eigenen, subjektiven Fühlens, Denkens und Handelns als Forscher, die eigene Verflochtenheit elegant auflösen und sich in ein nachvollziehbareres und aufschlussreicheres Empirie-Ergebnis transformieren. Dies wiederum ist im Interesse der Wissenschaft, des Theorieentwicklers und seiner Rezipienten. Extrapoliert bedeutet dies: „Die Forscherin benutzt ihre Person gleichsam als Forschungs-/Meßinstrument, an dem verhaltenswissenschaftlich relevante Daten ablesbar sind“ (Muckel, 1996, S. 67). Dabei können bestimmte Techniken und Verfahren Forschern dabei helfen, sich von der eigenen, subjektgebundenen Perspektive zu entfernen und damit zumindest teilweise eine diversifizierte Sichtweise zu erhalten (Breuer et al., 2011, S. 429). Dadurch wird die „Gewinnung eines dezentrierten Blicks“ (Breuer, 1996c, S. 34), möglich.

Um meine eigene subjektive Wirklichkeit zu reflektieren, habe ich im Laufe meines Forschungsprojektes verschiedene Techniken eingesetzt. Zum einen sind das Feldnotizen über meine „participant observation“ (Kluckhohn, 1940, S. 331), im Deutschen die *teilnehmende Beobachtung*, das Verfassen von drei Forschungstagebüchern, welche ich mit *Memos* zu Konzepten, Gedankenwegen, Reflexionen und jeglicher Art von Ideen und Visualisierungen gefüllt habe, die Forschungssupervision durch meinen betreuenden Doktorvater sowie die regelmäßige Präsentation im Forschungskolloquium und Teilnahme an vielen verschiedenen extra-curricularen Forschungswerkstätten. Meine Sichtweise wurde also auch immer wieder vom Forschungsverbund durch andere, hin und wieder divergierende Sichtweisen, herausgefordert. Dadurch habe ich sowohl persönliche Einsichten über mich als Forscherin als auch Einsichten über den Forschungsstand realisieren können.

Im Folgenden steige ich nun überblicksartig in meine Selbstreflexion ein, die sich durchaus auch als eine ergänzende Form der Erhebung von Datenmaterial verstehen lässt – zusätzlich zu der in Kapitel 4 aufgeführten Datenerhebung. Die nun folgenden Ausführungen benennen in Grundzügen unterschiedliche Aspekte entlang meiner Forschungsreise, bei denen die Selbstreflexion für mich und meine Forschungserkenntnisse richtungsweisend und lehrreich war. Zu beachten ist hierbei, dass eine vollständige Darlegung aller „Forscherinnen-Person-Anteile“ (Muckel, 1996, S. 69), im Rahmen einer Forschungsarbeit nicht in Gänze möglich ist. Sie können dafür aber wenigstens als Skizze einbezogen werden und werden damit nicht – wie gängig – weggelassen oder versteckt (Muckel, 1996, S. 69). Ein anwendungsbezogenes und konkretes Fallbeispiel zu meiner Selbstreflexionsarbeit findet sich in einem später vorgestellten Unterkapitel 4.3 zur Gesprächspartnerauswahl.

Zu Beginn gehe ich auf mein Forschungsinteresse ein und seinem für mich persönlichen Sinn. Mein Interesse am Verkaufen begann schon sehr früh in meiner Kindheit; es gab für mich kaum etwas Faszinierenderes als im Wohnzimmer einen Kaufladen mit Miniatur-Objekten zu „betreiben“, gebrauchte Spielsachen auf dem Gehweg vor unserer Haustüre den Nachbarn feilzubieten oder das große Warenlager meiner Großmutter, ehemals Beitreiberin eines Haushalts- und Spielwaren-Ladens, nach Schätzen zu durchsuchen. Auch mein Interesse am Kaufen entwickelte sich bei mir bereits in jungen Jahren, spätestens mit dem ersten Taschengeld. Gleichzeitig gab mir meine andere Großmutter die Liebe zu exzeptionellen alten Dingen mit Vorgeschichte mit auf den Weg. Familien-Erbstücken verlieh sie durch ihre Erzählungen einen besonders emotionalen Wert, beispielsweise einem Saphirring, den sich meine – wenn ich mich richtig erinnere – Urgroßmutter als Markthändlerin unter großen Mühen erarbeitet hatte. Meinen ersten Kontakt zur Secondhand-Welt machte ich während meiner Jugendzeit durch Flohmärkte und Vintage-Klamotten-Shops, die beide in den 90ern ein Comeback erlebten. Mein Interesse für besondere gebrauchte Objekte tauchte immer mal wieder sporadisch auf, entwickelte sich jedoch nie zu einer Leidenschaft – vielleicht auch deshalb, weil ich mich als Grundschulkind vor gebrauchten Schulbüchern, die stets starke Abnutzungs- und Verschmutzungsspuren aufwiesen, ekelte. Heutzutage hingegen bin ich enthusiastische Käuferin gebrauchter Literatur, wobei mir ein „guter Zustand“ wichtig ist. Zusammengefasst lässt sich also festhalten, dass mein Forschungsthema auch Bezug zu Themen nimmt, die mich schon immer beschäftigt haben und die mir somit vertraut sind. Ergänzend kommt hinzu, dass ich mich neben meinem Interesse für das Wesen von Objekten seit der gymnasialen Oberstufe mehr für das Wesen Mensch und seine Psyche interessiere und dementsprechend meinen Studiengang wählte. In meiner anschließenden beratenden Berufstätigkeit vereinte ich drei

Leidenschaften: die Zusammenarbeit mit Händlern und Herstellern, die Analyse der Kaufpraxis von Konsumenten und die empirische Datenerhebung mittels Interviews. Die Thematik der Aura war bisher nur insofern von Bedeutung für mich, als dass ich mich beruflich mit dem Thema der Marke auseinandersetzte und eine Edelsteinsammlung besitze, von denen eine Heilkraft ausgehen soll. Früher hätte ich beides nicht mit Auratisierungs-Phänomenen in Verbindung gebracht. Erst heute, im Nachgang zu meiner Forschung, verstehe ich, dass auch dort ein Zusammenhang besteht.

Die Beschäftigung mit dem Verhältnis von Mensch zu Objekt ist somit kein Neuland für mich. Allerdings war ich mit der Materie des Secondhand-Handels vor Beginn meines Projektes weniger vertraut. In der Anfangsphase der Studierenerhebung war ich also durchaus eine Novizin mit wenig Erfahrung und keiner dezidierten Positionierung zum Thema rund um persönlich hoch-bedeutsame Objekte. Gleichzeitig war ich aber nicht präkonzeptuell frei, wie es Glaser und Strauss (1967/2006) treffend formulieren: „Of course, the researcher does not approach reality as a tabula rasa“ (S. 5). Zur Auflösung des Paradoxons zwischen bereits bestehender Alltagstheorie in den Gedanken des Forschers und seinem Anspruch nach originärer Theoriegenese hilft die „Reflektierte Offenheit“ (Breuer, 2009a, S. 29).

Indem ich meine Präkonzepte, Vorberührungen, Vorerfahrungen nun expliziere, gehe ich direkt zur Umsetzung dieses Konzeptes über. De facto habe ich bisher nur niedrigpreisige Objekte wie Kleidungsstücke, Dekorationsartikel und Bücher gebraucht erworben – noch keine wirklich großen Anschaffungen wie Häuser, Autos oder Pferde – dafür aber schon mal eine patinöse Bratsche aus der Jugendstilzeit und einen einfachen Holz-Esstisch aus zweiter Hand, über deren jeweilige Vorbesitze ich relativ wenig weiß, trotz meines gegenüber den Händlern signalisierten Interesses an den Vorgeschichten. Auch habe ich in der Zeit vor Beginn der Dissertation nie bewusst über das Thema der Objektvergangenheit oder über den Secondhand-Handel sinniert oder mich sachkundig gemacht. Eine Literaturrecherche sowie das Lesen und Schreiben des Literaturüberblicks zum Fachthema fand in meinem Forschungsprojekt erst im Nachgang zur Theoriebildung statt. Einige, aber bei Weitem nicht alle Aspekte der Hinführung zum Thema in Unterkapitel 1.1 und 1.2, waren mir bereits in Literaturform zuvor bekannt. Ich würde sagen, ich war mir grob über das zu erforschende Interessensfeld im Klaren, denn ansonsten wäre es mir auch überhaupt nicht möglich gewesen, ein Thema für die empirische Erhebung einzugrenzen oder ein Exposé zu verfassen.

Bei der Literatur, die ich im Vorfeld studierte, handelt es sich hauptsächlich um GT-Methodologie-Literatur oder um themenbezogene Fachliteratur rund um das Thema Objekte – kaum um den Secondhand-Handel. Der Anstoß zur Leit-

idee meiner Arbeit findet sich in Breuers (2009b) Werk mit dem Titel *Vorgänger und Nachfolger - Weitergabe in institutionellen und persönlichen Bezügen*. Meine Herangehensweise an Literatur lässt sich vielleicht am besten als eine Positionierung beschreiben, die zwischen der Perspektive von Glaser und der von Strauss und Corbin liegt. Glasers Emergenzbewahrungs-Aufforderung besagt, bis nach der Empirie enthalten gegenüber relevanter Themenliteratur zu bleiben (siehe etwa Glaser, 1978, S. 31 f.; Glaser, 1992, S. 33; Glaser & Holton, 2004, Kap. 3.2 ff.) und die Auffassung von Corbin und Strauss (2015, S. 33 f.; S. 49 f.) ist, themenbezogene Fachliteratur als vielfältige Anregung vorher zu lesen und nachher darüber zu schreiben. Mein Forschungsergebnis ist damit nicht ganz präkonzeptuell-frei aber auf jeden Fall datengegründet. Oftmals hatte ich das Gefühl von Emergenz, von etwas Sprießendem, das mir selbst fremd erschien, aber als eine Art Lösung des Forschungsrätsels vor meinem inneren Auge auftauchte und Neues zutage brachte. Die Wichtigkeit der Emergenz hat übrigens Glaser (1992) in seinem Werk *Basics of Grounded Theory Analysis* mit dem Untertitel *Emergence vs. Forcing* als harsche Kritik an dem Werk *Basics of Qualitative Research* von Strauss und Corbin (1990) betont. Gleichzeitig spiegelt die Emergenz aus dem Nichts, wie sich Glasers Position überzeichnet beschreiben lässt, aber nur partiell meine Positionierung wider. Im Sinne Henwood und Pidgeon (2003) würde ich sagen, dass ich nicht gänzlich informationsblank, sondern treffender formuliert dem „Theoretical agnosticism“ (Henwood & Pidgeon, 2003, S. 138), zugewandt war. Ich reflektierte, dass ich basierend auf den mir anfänglich bekannten Informationen, eigentlich nichts wirklich wissen konnte.

Insofern waren meine Voraussetzungen zu Beginn des Forschungsprojektes sicherlich vorteilhaft, weil ich Erfahrungen aus mir bekannten Bereichen transferieren und in einem anderen Kontext anwenden durfte, gleichzeitig aber bezüglich der konkreten Themenstellung keine ausgeformte Alltagstheorie oder a priori Hypothesen im Kopf hatte. Es lag keine vorgefertigte Meinung vor, was dem Entstehen von neuem Wissen epistemologisch sicherlich im Weg gestanden hätte. Mein anfänglicher Forschungszugang lässt sich als breit, offen und veränderungsbereit bezeichnen – wie mein ursprünglicher Exposé-Titel verdeutlicht, *Ein Modell des Weiterverkaufs hoch-identifikatorischer Gebrauchsgüter im Zeitverlauf*. Anfänglich war nicht präzisiert, dass sich die Theorie auf den Vorbesitz und seine Wirkung beziehen wird oder auf die Inszenierungsarbeit und Kaufpraxis. Es stand lediglich das Phänomen grob im Raum, über welches Unterkapitel 1.1 berichtet. Das heißt auch, dass das ursprüngliche Interessensfeld noch viel weiter gespannt war. Eingangs beschäftigte ich mich zudem mit der Verkaufspraxis des Vorbesitzers, was ich jedoch bei späterer Modellierung nicht

weiter verfolgte, um den Umfang nicht zu sprengen und mich auf meines Erachtens nach Wichtigeres zu konzentrieren – nämlich den Vorbesitz an sich.

Die letztendliche Themenzuspitzung und Bezeichnung des Phänomens – der Vorbesitz und seine auratische Wirkung in der Inszenierungsarbeit und Kaufpraxis von Personica-Objekten – entstand erst datengegründet im Verlauf einer langwierigen und aufregenden Forschungsreise. Sprich, die Theorieentstehung basiert nur nachgeordnet auf einer Rekonstruktion durch mein Vorwissen, hauptsächlich ist es eine Sichtweise von Handels-Spezialisten in Kombination mit meinem stetig wachsenden Verständnis für das Thema durch die Erhebung, Analyse und tiefe Auseinandersetzung damit. Aufbauend auf dem was mir meine Gesprächspartner – professionelle Verkäufer aus dem Secondhand-Handel – erzählten, worauf sie in ihren Erzählungen Wert legten, und wo sie thematische Relevanzen aufzeigten, konstruierte und fokussierte ich die Theorie weiter. Es lässt sich auch als eine Form des *Partizipierens der Feldmitglieder* auslegen, die gewissermaßen die Forschung mitkonstruieren. Dieses Vorgehen fußte auf einem Vertrauen in Emergenz, „Aussagen auf der Grundlage empirischer Daten zu entdecken“ (Kelle, 2011, S. 235) und in *Hermeneutik* als spiralförmiges Erkennen und Verstehen von unerwartetem, innovativem Wissen aus der Kommunikation und Interaktion der Menschen heraus (Sichler, 2010, S. 59).

Meine Entscheidung für dieses Thema kam weiterhin dadurch zustande, dass ich darin eine hohe „usefulness“ (Charmaz, 2006, S. 183) erkannte, welche als ein Zeichen der Güte von Grounded Theory-Studien, bewertet werden kann (Charmaz, 2006, S. 182 f.). Anders gesagt, es geht um die Alltags- und Kulturrelevanz. Zum einen setzen sich heutzutage fast alle Menschen im Laufe ihres Lebens einmal mit dem Kauf eines Personica-Objekts im Secondhand-Handel auseinander und zum anderen ist eine Erkenntniserweiterung auch für Händler in ihrer Berufspraxis von höchster praktischer Relevanz.

Ich halte es daher für notwendig, dass sowohl die Bedeutung von Personica-Objekten als auch die Wirkung des Vorbesitzes besser verstanden wird. Vor allem aber erschien mir das Thema für eine Dissertation insofern ergiebig, als dass mir kein Grounded Theory Modell über den Vorbesitz und dessen Bedeutung im Secondhand-Handel bekannt war. Ich erhoffe mir, die Schaffung eines viel größeren Gesamt-Verständnisses für die elementaren Charakteristiken, die bei Kauf und Verkauf eines Personica-Objektes von Bedeutung sind – sowohl mikrosoziologisch (Muster, Strukturen, Prozesse, Zusammenhänge) als auch psychologisch (handelnd, empfindend und denkend). Außerdem möchte ich mit dieser Arbeit Aufmerksamkeit auf eine im deutschsprachigen Raum relativ vernachlässigte Branche anhand einer unabhängigen Studie lenken. Im Gegensatz zu Großbritannien oder den Vereinigten Staaten von Amerika hat sie keine mächtige Interessensvertretung oder lange Forschungstradition zum Thema vor-

zuweisen. Um es noch deutlicher zu machen: In Deutschland existieren keine hoch-professionalisierten, großen Gebrauchtgüter-Vereine (Clausen, Winter, Behrendt et al., 2011, S. 168); der einzige mir in Deutschland bekannte Verband ist *Second-Hand vernetzt e.V. Verein zur Förderung des Gebrauchtgüterhandels*. Insofern erscheint mir die Erforschung dieses anwendungsnahen Themas über die Brücke der Erkenntniserweiterung und selbstreflexiven Veränderung von Handlungen, Einstellungen und Sichtweisen bei den potenziellen Lesern als wertvoll für diese Branche in Deutschland, siehe dazu auch Unterkapitel 8.2 bezüglich der Überlegungen zur praktischen Nutzbarmachung der Studie.

Nun ein Wechsel zu meiner Motivation und zu einer kurzgehaltenen Reflexion über meine gewählte Methode. Für die Entscheidung zu einer qualitativen Methodik gab es für mich diverse überzeugende Veranlassungen. Zum Beispiel die Erkundungs- und Entdeckungsmöglichkeiten auf neuartigem Forschungsterain durch einen umfassenden Gesamtzugang, wie von Corbin und Strauss (2015, S. 5) angeführt. Auch die Beschreibung von Mruck und Mey (2009): „der explorative, (re-) konstruktive, ... Charakter qualitativer Forschung“ (S. 32), sprach mich an.

Um den speziellen Charme der Grounded Theory innerhalb des qualitativen Methodenarsenals weiter zu verdeutlichen, möchte ich gerne auf Jones und Alony (2011) rekurrieren, die verschiedene Vorteile aufzählen: „Grounded Theory is ... detailed, rigorous, and systematic, yet it also permits flexibility and freedom“ (S. 95).

Der besondere Reiz bestand für mich darin, eine noch nicht da gewesene Theorie zu entwickeln. Und für ein solches Vorhaben lässt sich die Grounded Theory Methodik geradezu als prädestiniert ansehen (Krotz, 2005). Aber auch fachlich war es naheliegend für mich mit der GTM zu operieren. Sie ist ein geeignetes Instrument in der Kulturpsychologie (Straub & Chakkarath, 2010, S. 202) als auch bei der Erforschung materiell-objektbezogener Themen (Clarke, 2011, S. 209).

Persönlich bedeutsam bei der Methodenwahl war sicherlich auch, dass ich mich zum „humanistic bent“ (Corbin & Strauss, 2015, S. 5), hingezogen fühlte und mir gut vorstellen konnte, über einen langen Zeitraum hinweg Freude an der lebensbejahenden Methodologie zu haben. Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, dass man mit der Methodologie darauf abzielt, auch Laien außerhalb der universitären Sphäre anzusprechen (Corbin & Strauss, 2015, S. 9). Besonders erkenntnisreich fand ich im Rahmen der Arbeit mit der Reflexive Grounded Theory nach Breuer, dass ich mein früheres Streben nach einem objektiven Forschungsideal, bedingt durch eine primär quantitativ-ausgerichtete Ausbildung, relativierte. Persönlich bin ich zu der Erkenntnis gelangt, dass Objektivität eigentlich praktisch nur im Nichts existieren könnte oder Störungen bis in die

Unendlichkeit kontrolliert werden müssten – eine utopische Vorstellung aus meiner heutigen Perspektive.

Im Folgenden möchte ich über meine langwierige Kodierungs- und Theorie-Resümee ziehen. Um bei dem in dieser Arbeit vorgestellten Modellergebnis anzugelanden, baute ich weit über 50 Modellrevisionen mit etlichen dazwischen geschalteten Arbeitsschritten von Kodierungen. Es handelte sich um einen unzählige Monate dauernden Prozess der gedanklichen Theorie-Reifung, dessen einzelne Phasen oft schleppend, manchmal aber auch zügig verliefen. Nicht nur Wu und Beaunae (2014, S. 254), unterschätzten die Dauer einer GT-Forschung genau solange, bis sie ihre eigene Erfahrung damit sammelten. Um die vielen Durststrecken zu meistern, waren bei mir Ausdauer, Ambiguitäts- und Frustrationstoleranz, Nervenstärke und Selbstdisziplin gefragt, sowie die Hoffnung daran, irgendwann eine zusammenhängende Theorie hervorzubringen, die zu elaborierten Aussagen kommen wird. Eine auch auf mich zutreffende Beschreibung ihrer Forschung geben Wu und Beaunae (2014, S. 249), wenn sie zur Beschreibung des Promovierens mit der GT die Metapher eines Waldspaziergangs bei Nacht geben, denn auch für mich war die Forschungsreise von Unsicherheiten und Unwägbarkeiten geprägt.

Größtes Kopfzerbrechen bereitete mir die Vorbesitzwirkung, für die ich lange Zeit keine Worte fand. Besonders ihr transzendentaler, metaphysischer Charakter lies mich ununterbrochen über parapsychologische und philosophische Ontologie-Fragen grübeln, wie z.B. „Sieht jeder die Objekte und ihr Wesen anders?“, „Könnte es eine energetische Aufladung oder Beseelung von Objekten durch ihren Vorbesitzer geben?“, „Auf welche unterschiedlichen Arten lässt sich eine Aura verstehen?“, „Wie hängt die Vorbesitzwirkung mit dem Weltbild zusammen?“, „Was bezieht sich auf die Vorstellungskraft meiner Gesprächspartner und was ist Tatsache?“, „Welche Auffassung habe ich persönlich von der Welt?“, „Was können Menschen über die Weltordnung wissen und was nicht?“ usw.

Als besonders anspruchsvoll empfand ich es, zwischen relevanten Konzepten und spannendem aber unnötigem Beiwerk – welches nur zur Vielgestaltigkeit, Überfrachtung und chaotischen Komplexität im Modell führt – zu unterscheiden. Manchmal sah ich den Wald vor lauter Bäumen bzw. Kodierungen nicht mehr. In solchen Zeiten fällt es schwer, sich überhaupt noch von der Arbeit, die einen gewissermaßen aufsaugt, abzugrenzen.

Große Überwindung und Selbstüberzeugung kostete es, mich von Kategorien oder ganzen Modellteilen zu trennen, in die ich viel Zeit und Energie gesteckt hatte – was aber unabdingbar bei einer Theorieentwicklung ist. Weiter kam es immer wieder vor, dass ich nicht auf Anhieb eine Antwort darauf fand,

wie das, was mir erzählt wurde, am besten zu verstehen ist und welche Lesart auch logischen Sinn ergibt.

Immer dann, wenn ich nicht mehr mit gedanklichen Lösungen rechnete, sie los ließ, die Aufmerksamkeit weglente – vor lauter erfolglosem Grübeln in der Zeit davor – tauchten Schlüsselgedanken ganz plötzlich auf, manchmal bei einem Spaziergang, manchmal mitten in der Nacht. Hastig griff ich dann immer zu meinem Forschungstagebuch auf dem Nachttisch, um nichts bis zum nächsten Morgen zu vergessen und später damit datengegründet weiter arbeiten zu können. Auch Anselm Strauss beschrieb das Träumen als Beginn seiner späteren Denkaktivitäten (Corbin & Strauss, 2015, S. 3).

Insgesamt war meine Arbeit hinsichtlich der Modellierung von vielen Rückschlägen und Stagnationen geprägt, von Zeiten in denen sich nur kleine Erfolge einstellen wollten, bis ich schließlich innerhalb eines Monats sukzessive an mehreren Meilensteinen angelangte. Es fühlte sich an wie ein lang ersehnter, nicht erzwingbarer, natürlicher Durchbruch: Ich hatte endlich das gute Gefühl, die Daten zu verstehen, ihre Konzeptbeziehungen zu erschließen, ein kondensiertes Gesamtmodell bilden zu können und mich imstande zu sehen, die Inhalte auch auf einer höheren Ebene zu deuten. Das „Theorie-Kind“ erhielt einen passenden Namen. Geholfen hat mir in der Endphase der Modellerstellung die vorherige, lange und intensive Auseinandersetzung mit der Materie, um schließlich die sogenannte „theoretical sensitivity“ (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 46), auch im Deutschen *theoretische Sensibilität* genannt, zu erreichen. Wenn diese auftritt, zeigt sich zum einen die eigentliche Persönlichkeit des Forschers und zum anderen, dass er die Kompetenz erlangt hat, für seine Forschung auf theoretischer Ebene ein anwendbares Verständnis zu entwickeln (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 46). Tarozzi (2015, S. 149) bringt den Erwerb theoretischer Sensibilität als Voraussetzung von Einsicht später besser auf den Punkt, in dem er den dadurch eintretenden Qualitätsunterschied der Forschungstätigkeit betont – nämlich eher konzeptbezogen, als der reinen Beschreibung verpflichtet.

Diese Endphase der Theoriebildung war vor allem auch von Ängsten begleitet. Es war mir wichtig, die Ergebnisse meiner Analyse, kompatibel im Modell zu beschreiben – das heißt gegenstandsangemessen bzw. treffend „mit ‚Objektgeruch‘“ (Breuer, 2009a, S. 77) und gleichzeitig mit möglichst gegenstandssensitiven bzw. feinfühligsten Worten. Dies war ein Drahtseilakt, da das Phänomen, das es zu explizieren galt und die Gesprächsdaten von „super diversity“ and fading majorities“ (Vinkenburg, 2015, S. 71), geprägt waren. Die Gespräche schnitten am Rande Themen an wie Diskriminierung und Stigmatisierung – Mehrheitsgruppen vs. Randgruppen und Subkulturen – Intimität, Lust und Ekel, Affinitäten – Fragen der Norm(alität) und Diversität, der Moral, geltender Gesetze und Normen sowie Respekt gegenüber dem Leben. Es war für mich sehr über-

raschend in der Secondhand-Welt schwierig-besprechbare Themen auf der Mikro-Ebene zu entdecken, mit denen ich in diesem Ausmaß sicherlich nicht gerechnet hatte. Intuitiv hätte ich sie anderen Lebens- bzw. Forschungsfeldern zugeordnet.

Nun wie sollte ich mit solchen unerwarteten Konstruktionen meiner Gesprächspartner umgehen, die für sie ihre persönliche Wirklichkeit darstellen? Geholfen hat mir die Auseinandersetzung mit konstruktivistischer Literatur rund um sexuelle und ethnische Identitäten, die mit ähnlichen Diskursen konfrontiert sind (siehe etwa Bohan, 1996; Motschenbacher, 2014; Motschenbacher & Stegu, 2013; Vinkenburg, 2015). Ebenfalls erhellend fand ich bekannte, wegweisende diagnosekritische Arbeiten, die die weitreichenden Folgen von Klassifikationskonstruktionen der Gesellschaft anprangern, konkreter gesprochen, die stattfindende Pathologisierung in Institutionen wie der Psychiatrie (siehe etwa Foucault, 1965/1988; Goffman, 1961/2007). Auch die Aufforderungen Glasers zum Thema „BSP [Basic Social Processes] and Deviance“ (Glaser, 1978, S. 104), haben mich ermuntert, außergewöhnlichem, nicht gängigem Fühlen, Denken und Handeln einen Raum in meiner Theorie zu geben. Das heißt, es angemessen zu konzeptualisieren und zu benennen, um es nicht in eine „unnormale Ecke“ in der Forschung zu drängen, denn „‘Labelling’, a well known sociological theory, has no descriptive place in GT. People are not categorized, behaviour is“ (Glaser, 2002, S. 27).

Mir war es wichtig, über Unterschiedlichkeiten und Gemeinsamkeiten, die ich durch Daten-Vergleiche und Kontrastierungen aufgespürt habe zu berichten, diese zu beschreiben, und zu benennen, um unzensiert die vielfältigen Lebbarkeiten der Secondhand-Praxis und Secondhand-Arbeit aufzuzeigen. Mein persönliches Anliegen war es, eigene Standpunkte und Befremdungsgefühle zu reflektieren und in keinem Fall, zu verurteilendem, stereotypem oder einseitigem Denken beizutragen. Ich hoffe sehr, dass dies gelungen ist, denn Kategorien-Bildung, -Beschreibung und -Bezeichnung mündet auch automatisch in der Gefahr der Einkategorisierung, Problematisierung und Ausgrenzung. Nicht umsonst gibt es Diskurse darüber, dass Sprache durch ihre Bedeutungshaltigkeit immer auch eine wertende, normgebende Konnotation mit sich bringt (siehe etwa Bandini, 2010). Forscher laufen immer Gefahr, die Beforschten fremd zu machen – gerade ungewollt. Es kommt nach Spivak (1985) zum sogenannten „othering“ (Spivak, 1985, S. 252) – einer linguistischen Konstruktion wie „ihr seid anders als wir“. Dieser kann man sich nicht gänzlich entziehen, sondern man kann sie nur im Zaum halten, beispielsweise durch Selbst-Reflexion (Fitzsimmons, 2015). Umschiffet der Forscher „unbequeme“ Konstruktionen einfach, aus der Befürchtung heraus, etwas falsch zu machen oder es nur schwerlich nachvollziehen zu können, würde dies der kontemporären, westlichen Welt – die von hoher *Vielfalt*

geprägt ist – überhaupt nicht gerecht werden. Ich hoffe deshalb, allen, die sich im Thema dieser Arbeit wiederfinden, gerecht geworden zu sein. Sollte ein Leser irgendetwas nicht goutieren, möchte ich darauf verweisen, dass das Verständnis und Gefühl für Sprache und Terminologie letztlich etwas äußerst Subjektives ist und meine gute Intention gesehen werden sollte.

Gegen Ende der Modellbildung galt es, eine letzte Hürde zu überwinden. Nämlich ein Endergebnis zu erzielen, das möglichst rezipientenfreundlich dargestellt ist und versucht, dem von Einstein (1934) als allgemeingültig formulierten Theoriebildungs-Anspruch gerecht zu werden: „to make the irreducible basic elements as simple and as few as possible without having to surrender the adequate representation of a single datum of experience“ (S. 165). Auch Glaser (1978) meint dasselbe, wenn er schreibt: „the goal of theory of parsimony of concepts, while at the same time richly densifying the theory“ (S. 64). Besonders herausfordernd war es auch, den passenden Startpunkt zum Schreiben abzuspannen und das Modellieren loszulassen – eine verzwickte Situation, auf die auch schon Glaser (2012b) unter „Stop.Write!Writing Grounded Theory“ verwiesen hat.

Die Reflexion über meine Selbstreflexion endet wie folgt: Aus der heutigen Distanz betrachtet – mit der Möglichkeit einer selbst-auflärenden Aufarbeitung des Forschungsprojektes – eröffneten sich mir meine eigenen Vorbehalte. Für die Arbeit kann es zudem sehr hilfreich sein, wenn anerkannt wird, dass „an acceptance of the self as a research instrument“ (Corbin & Strauss, 2015, S. 5) zum qualitativen Forscherdasein typischerweise dazugehört. Zu verstehen, wie wir selbst sind und wie wir die Welt konstruieren, ist folglich der Weg zu Einsicht und Erkenntnis.

2.3 Forschungsprozess

Die einzelnen Phasen in einer GT-Forschung lassen sich nicht als von den anderen Phasen abgekapselte, in sich abgeschlossene Zeitspannen sehen, sondern sie sind Teil eines „iterativ-zyklischen Prozesses der Theoriegenese“ (Strübing, 2014, S. 81). Dies bedeutet, dass verschiedene Forschungsphasen wie die Planung, Gesprächspartnerentscheidung bzw. Stichprobenselektion, Datenerhebung, Datenauswertung respektive Kodierung, Theoriekonstruktion und Ergebnisdokumentation, nicht nacheinander jeweils einmal im Ganzen erfolgen – wie in der *Quantitativen Psychologie* üblich – sondern mehrmals periodisch gesehen nacheinander. Dabei startet die Abfolge immer wieder von vorne, aber „auf einer höheren Ebene“ (Krotz, 2005, S. 167), bezüglich der Erkenntnis und Themenfokussierung, solange bis das Abbruchkriterium erreicht ist.

Es gibt folglich ein stetiges Pendeln zwischen Aktions- und Nachdenkarbeit (Breuer, 2009a, S. 51; Mey & Mruck, 2011, S. 23), zwischen Entscheiden und Hinterfragen, zwischen Kontrastieren und Prüfen, zwischen themennahen und irrelevanten Auffindungen, zwischen Details und dem großen Ganzen, zwischen Mikro und Makrosicht sowie zwischen zunehmendem und auch wieder abnehmendem Datenverständnis. Interessanterweise kann der Forschungsfortschritt aus ebendiesen Rückwärtsbewegungen und Irrungen resultieren (Breuer, 2009a, S. 34; S. 55). Sie sind zwar demotivierend und frustrierend, lassen aber die Erkenntnis des Forschers stetig in der intensiven Auseinandersetzung mit der Materie wachsen. Jeder Forschungsschritt leitet vom bestehenden Vorwissen – in den Sozialwissenschaften als *Präkonzepte* geläufig, oder in der Hermeneutik „Vorurteil“ (Gadamer, 1960/2010, S. 275), genannt – über in die „higher forms of understanding“ (Dilthey, 1930/2002, S. 231) bzw. in die „Ereignis-Deutung“ (Breuer, 2009a, S. 48). Eine treffende Beschreibung für diese Entwicklung ist *Die hermeneutische Spirale*, eine in der Wissenschaftstheorie bekannte Metaphorik, welche programmatisch von Bolten im Jahre 1985 unter dem gleichnamigen Aufsatztitel historisch und inhaltlich ausgearbeitet wurde. Sie versinnbildlicht den stetigen, endlosen Erkenntnis-Fortschritt.

Zusammengefasst lässt sich festhalten: Die Strategie des schrittweisen, erkenntnisbedingten und zielgerichteten Vorgehens im sogenannten „Theoretical Sampling“ (Glaser & Strauss, 1967/2006, S. 45), auf Deutsch die *theoriegeleitete Erhebungsauswahl*¹³, räumt der GT-Methode einen immensen Vorteil gegenüber anderen qualitativen Methoden ein, weil mit ihr bei der Datenerhebungs- und Kodierungsphase Zeit eingespart wurde, kann die Datenkodierung nach Glaser und Strauss (1967/2006, S. 111), zeitlich vertieft werden. Glaser (1978, S. 40), verweist sogar auf die zunehmende Ungenauigkeit bei zu großer Datenerhebung ohne theoretische Stichprobenauswahl, die dann anstelle des Verdichtungsnutzens tritt. Dies verdeutlicht dann auch, weshalb eine GT-Studie keine große Anzahl von Gesprächserhebungen benötigt und auch eine niedrigere Anzahl an Gesprächen zu einem erkenntnisreichen Ergebnis führen kann.

13 Eine andere dafür in deutscher Sprache geläufige Bezeichnung ist beispielsweise *theoretische Stichprobenauswahl*.

Inszenierungsarbeit und Kaufpraxis bei
Personica-Objekten
Die auratische Wirkung des Vorbesitzes im
Secondhand-Handel
Wiegmann, M.E.
2018, IX, 238 S. 4 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-19549-6